zurückbehalten worden sei und bringt einige interessante etymologieen vor.

H. Schweizer-Sidler.

Die sprache und ihr leben. Populäre briefe über sprachwissenschaft von dr. Aug. Boltz. Leipzig 1868. 149 ss. 8.

Als ausspruch Kants wird berichtet, dafs kinderfibeln, sollen sie allen anforderungen genügen, von philosophen geschrieben werden müssen. Dasselbe gilt von den fibeln der gebildeten welt, von den sogenannten populär-wissenschaftlichen werken. Der verfasser des vorliegenden büchleins hat zwar eine gewisse allgemeine bekanntschaft mit den resultaten der sprachwissenschaft, aber die tiefere durchdringung und allseitige beherrschung des stoffes, welche allein zu populären schriften berechtigt, und ohne welche eine populäre schrift nur ein verzerrtes bild ihres gegenstandes liefern kann, geht ihm zum gröfsten theile ab. Diesen mangel sucht er durch unbegrenzte hochachtung vor der wissenschaft und deren vertretern auszufüllen. Jede arbeit und jeder gelehrter, welchen er erwähnt, erhalten ein epitheton ornans wie: riesig, ungeheuer, unermefslich, unvergleichlich, aufserordentlich, grofsartig. Im ersten briefe werden die verschiedenen aufeinander folgenden theorien über den ursprung der sprache angegeben. Treffend rügt der verfasser (s. 13) die zurückhaltung Max Müllers, welcher der kirche zu gefallen sich nicht offen zu der ansicht Schleichers bekennen will, dafs die sprache ein naturorganismus sei. Und dennoch gilt gerade Müller vielfach für den autor dieser von Schleicher schon in seinen sprachen Europas 1850 ausgesprochenen ansicht. Ob nun partei zu nehmen sei für die theorien „des genialen prof. Schleicher“ oder für Steinthal, welcher sie „mit ebenso viel geist als gelehrsamkeit bekämpft“, das zu entscheiden sieht sich der verf. nicht in der lage. Ihm kommt zu statten, dafs wir keinen Solon haben.

Der zweite brief handelt vom alter des menschengeschlechts und von der entwickelung der sprachwissenschaft. Er hebt mit folgender definition an: „Sprechen heifst jetzt also: empfinden und denken, d. i. wahrnehmung, verständnifs und verständigung über erkanntes und unerkanntes durch die sprache ermöglichen und fördern“. Ist darin mehr als das identische urtheil sprechen = sprache enthalten? Im dritten briefe wird das leben der sprachen als lautlicher verfall charakterisiert. Nicht geradezu tadeln wollen wir, dafs der verf. die schematische eintheilung der sprachen in analytische und synthetische beibehält, weil für den laien dadurch die stark voneinander differierenden end- und anfangspunkte einer entwickelungsreihe augenfällig markiert werden. Die sprache selbst rächt sich aber für dies naturwidrige zerhacken ihrer continuität genügend, indem sie den verf. zu dem sonderbaren urtheil zwingt, das hochdeutsche sei ein mittelding zwischen analytisch und synthetisch. Die lebensvolle natur kennt eben keinen schematismus. Wo fängt die sogenannte analyse der sprache an? Wenn statt des indogermanischen *dātam *patarā im lateinischen gesagt wird datum a patre, so wirkt hier schon dasselbe princip, welches im französischen die weitere umschreibung des a patre etwa durch de la part du père veranlafst. Also anlyse schon im ältesten latein!

Nun legt der verf seine lanze ein gegen die, welche glauben, dafs sprachen voneinander abstammen, dafs völker und sprachen sich spalten. „Ein volk kann wohl politisch gespalten werden . . ., von selber spaltet es sich, seiner inneren zusammengehörigkeit nach, nie; es vereinigt sich oder es geht unter und mit ihm seine sprache“ (s. 39). Zum glück setzt der verf. den aufmerksamen leser selbst in den stand diesen ausspruch zu berichtigen, indem er (s. 43) nach verschiedenen windmühlenkämpfen gegen längst abgethane ansichten (das althochdeutsche oder nordische seien töchter des gotischen u. a.) das gerade gegenteil seiner obigen entscheidung proclamiert: . . . „wie noch heute jede nationalsprache sich in dialekte theilt und ewig theilen wird, weil eben das volk in seiner gesammtheit nie die gesammtheit der jedesmaligen bildung völlig in sich aufnehmen kann, klimatische unterschiede vorläufig noch ganz abgerechnet“. Das sprachleben wird (s. 44) richtig als lautlicher verfall charakterisiert. Ganz schief ist aber die auffassung, dafs „dieser verfall sich zunächst im aufgeben der wortendungen äufsert“ und „neben diesem verfalle ein anderer ungleich wichtigerer, der verfall der laute an und für

sich, bestehe". Dann folgt eine lautverschiebungstabelle, aus welcher der laie das wesen der erscheinung sicher nicht begreifen wird. Es findet sich darin auch w als verschiebung von urspr. p aufgeführt. Um den verfall der laute durch beispiele zu illustrieren, wählt der verf. mehrere bildungen der wz. ak. Wir theilen einiges davon mit zur rechtfertigung des im eingange ausgesprochenen urtheils. In ὀφθαλμός sei -αλμος „deminutivendung für urspr. -αλλος". Um diese lange endung zu tragen, hat sich die stammsilbe ὀφ (das φ wird als verschiebung von π behandelt s. u.) „noch durch θ verstärkt. Dieselbe verstärkung der stammsilbe gewahren wir auch im sanskrit als š: ak-š-i". ὄψις stehe für ὄπις. „oculus mit der deminutivendung für älteres occ-us", von letzterem sei ital. occhio, span. ojo abgeleitet! Was altbaktr. t-ug sein soll, wird wohl mancher vergebens fragen. Das auslautende a von altn. ahd. auga wird für das ursprüngliche end-a erklärt. Von den n-stämmen der sogenannten schwachen declination scheint der verf. also keine kunde zu haben. Woher der verf. ein ags. aegh, eah = eáge genommen hat, sagt er nicht. Ein altn. vind-augo ist unmöglich; wenn das wort im altnordischen vorkommt (Pfeiffer und Möbius haben es nicht), so mufs es vind-auga lauten *). „Die eigenthümliche griechische und spanische erweichung in die aspirata erklärt sich ebenso wie die assimilierten formen ὄμμα statt ὄκ-μα u. a. zum gröfsten theil aus der halbinsellage der länder und die dadurch bedingten erweichenden einflüsse auf die organe" etc. Wozu der verf. da überhaupt des referenten monographie über die wurzel ak citiert, ist nicht einzusehen, genützt hat sie ihm gar nicht.

Auf dem umschlage des buches wird eine „vorschule des sanskrit" von demselben verf. angekündigt. Welche erwartungen erregt aber der verf. von seinen indischen studien, wenn er in vorliegender schrift (s. 59) das Mahābhārata „bis ins 15. jahrh. v. Chr. zurückreichen" läfst?

Diese proben werden zur charakterisierung des buches genügen. Dafs es trotz der zahlreich hervortretenden mängel im grofsen publicum wenigstens das interesse für sprachwissenschaft heben möge, wünschen wir aufrichtig.

*) So heifst es und findet sich bei Jonsson: vindauga trækhul; vindue d. red.

Johannes Schmidt.